

(Nachdruck verboten.)

11) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Stephan von Menzingen wohnte am Hauptmarke. Nach außen hinaus, über dem gewölbten weiten Fluß lag das Sveiszinnmer, in das May bei seinem Besuche gewiesen wurde. „Mein wackerer Lootse auf dem klippenreichen Meer des Rechts!“ So stellte der Ritter seiner Gattin und Tochter, die bei seiner Flucht auf Schloß Reinsburg zurückgeblieben waren, den Gast etwas rednerisch vor. Ueber die Ercheinung der schlicht gekleideten Frau Margarethe von Menzingen war eine milde Würde ausgegossen. Das widrige Schicksal ihres Gatten und die langjährige Trennung von ihm hatten ihr von einer schwarzen Haube bedecktes Haar vor der Zeit mit silbernen Fäden durchwoben und ihre Augen den Blick geheimen Leids gelehrt; denselben Ursachen war es dann auch wohl zuzuschreiben, daß die veilschblauen Augen ihrer etwa neunzehnjährigen Tochter ungewöhnlich ernst blickten und der jugendliche Frohsinn auf ihrer weißen, festgebildeten Stirn keinen Wohnsitz fand. Der Ernst erhöhte den Adel des feinen, in gesunden Farben blühenden Gesichts, um das sich, goldig überhaucht, eine Fülle kastanienbrauner Locken ringelte. Sie war nur von mittlerer Größe, und die schlanke Gestalt von einem jeegrünen Kleide mit rosa unterlegten Schlitzen umfloßen, das über den feinen Hüften durch einen silbernen Gürtel zusammengehalten wurde. Dem Gruße des Gastes dankte sie weniger mit einer Neigung des kleinen Kopfes, als indem sie sichtlich die Lider mit den langen Wimpern senkte. Kein Lächeln milderte dabei den Ernst ihrer Mienen.

„Und nun nehmet mit dem Wenigen fürlieb, Herr Doktor, was mein Haus zu bieten vermag,“ lud Stephan von Menzingen zu Tische.

Das Wenige, was sein Haus zu bieten vermochte, bestand thatsächlich aus einer Reihe leckerer Gerichte und den feinsten Weinen, die der Rathskellermeister auf der Herren-Trinktube schänkte. Herr Stephan aß und trank wie ein Feinschmecker und nöthigte May, fleißig zuzulangen. Dabei vernachlässigte er die Unterhaltung nicht; er war ein Mann von Geist, und die gute Mahlzeit schien nicht ohne Einfluß auf seine Laune zu sein. May, der für die Freuden der Tafel wenig empfänglich war, weidete sich unterdessen in der Stille an der ernststen Schönheit des Mädchens, die wie ihre Mutter schweigend zuhörte. Der Ritter scherzte selbst über seinen Prozeß und knüpfte daran die Mittheilung, daß er in der Herberge zu Heilbronn dem ehemaligen Kanzler der Grafen von Hohenlohe begegnet wäre, der an den Markttagen dorthin zu kommen und auch sonst in den Städten unzureiten pflege, um den armen Leuten, denen von ihren Herren Unrecht geschehe, unentgeltlich Rath und Beistand zu gewähren. Damals hätte er sich auf dem Wege nach Nürnberg befunden, um vor dem Reichskammergericht die Rechte zweier armen Teufel gegen ihre gräßlichen Tyrannen zu vertheidigen.

„Aber das ist ein vortrefflicher Mann,“ rief die Tochter mit einem Ausleuchten ihrer dunkelblauen Augen. „Es ist doppelt empörend, wenn der Mächtige dem Schwachen Unrecht thut!“

„Ich bin überzeugt, daß er den Prozeß gewinnen wird, wie wir den unserigen, Herr Doktor, und darauf bringe ich Euch diesen Trunk,“ sprach ihr Vater.

„Das walte Gott,“ sagte seine Gattin leise, während die Becher der beiden Männer aneinanderstießen.

„Die Herren thäten übrigens klügllicher, nicht mit dem Feuer zu spielen,“ fuhr der Ritter fort. „Wir waren vorgestern von diesen Fenstern aus Zeugen eines Stüchleins, daraus ich schließe, daß es, wie allerwärts, so auch unter hiesiger Bürger- und Bauernschaft gährt, ansonst würden sie den Uebermuth der Junker demüthig über sich haben ergehen lassen.“ Er warf dabei einen forschenden Blick auf den Gast, indem er die breiten Lider tiefer senken ließ.

„O, es war abscheulich!“ rief die Tochter, und die Enttäuschung tauchte das feine Gesicht in Purpur.

„Aber Else!“ wurde sie von der Mutter leise gemahnt.

„Es war ein Beweis dafür, daß die Entrechtung sich stets an den Unterdrückten durch deren Verrohung rächt,“ kam May dem Mädchen zur Hilfe. „Die Herren werden zuletzt die Leibeigenen ihrer wüsten Leidenschaften und stürzen so ins Verderben.“

„Wohl, es dünkt mich, daß auch das Regiment der Geschlechter nirgends sonderlich zu loben ist,“ warf Stephan von Menzingen hin.

„Wir stehen an der Wende zu einer neuen Zeit, Herr Ritter,“ antwortete May. „Ich hoffe zu einer besseren, so jeder an seinem Theile dazu thut, wie es seine Pflicht erheißt.“

„Auch wir Frauen verspüren ihren Athem,“ stimmte Frau von Menzingen ihm mit einem freundlichen Blicke zu. „Auch uns stellt sie eine höhere Aufgabe und jedenfalls ist sie zu ernst, als daß wir, anstatt uns im Helfen und Entfagen zu üben, unser Leben wie bisher in Nichtigkeiten vertändeln. Es würde mich demüthigen, und Else denkt ebenso, wenn wir uns als Drohnen auf der Welt wissen müßten.“

„Wohl, wohl,“ sezte ihr Gatte ungewöhnlich scharf ein. „Doch darum braucht Ihr Euch von der Gesellschaft nicht abzuschließen, wie es Eure frühere Einsamkeit mit sich brachte. Wir dürfen es nicht, und Du, Else, magst es beherzigen, daß überhaupt nicht gelebt hat, wer in der Jugend nicht gelebt hat. Wir nützen den Armen nichts, indem auch wir entbehren.“

Else schüttelte die Locken. „Aber ich begehre der Vergnügungen nicht,“ versicherte sie. „Gewiß, ich entbehre nichts, nun wir wieder mit Euch, mein Herr Vater, vereint sind.“

„Und werden es bleiben, so hoffe ich zu Gott,“ fügte die Mutter hinzu. „Es waren schwere Jahre der Heimsuchung!“

„Ja, sie sind für uns zu Ende,“ sprach der Ritter. „Wir haben feurige Kohlen auf die Häupter derjenigen gesammelt, so sie über uns gebracht. Mögen sie ihnen nicht zu heiß werden!“ Er lachte kurz und eigenthümlich auf.

Als May nach Tische sich verabschiedete, lud er ihn ein, sein Haus fortan als das seinige zu betrachten.

„Ihr werdet uns jederzeit willkommen sein,“ fügte Frau von Menzingen freundlich hinzu, indem sie ihm die Hand gab, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog.

Auf den reizend geschwungenen Lippen Else's schien ein Lächeln erblühen zu wollen, als sie zu seinem Gruße den Lockenkopf neigte. Er ging mit einem Wohlgefühl davon, wie es seine Brust seit seiner Heimkehr aus Belschland nicht erfüllt hatte.

Fünftes Kapitel.

Räthe hatte es ihrem Vetter auf die Seele gebunden, ehe sie mit ihrem Bruder von Rothenburg fortging, daß er sich nach seinem Freunde umthue und es sie wissen lasse, wie es mit ihm stehe. Sie hatte noch gesehen, wie Hans auf die Junker sich gestürzt hatte, und sie war voll Besorgniß um ihn, aber auch voll Freude über seinen Muth. Nun war es Sonntag, aber Kaspar stellte sich nicht ein, weder allein noch mit Hans, worauf sie heimlich gehofft. Nachmittags ging sie mit dem vierjährigen Bublein ihres Bruders an der Hand bis zu dem Hech, das auf die Rothenburger Straße sich öffnete. Dort blieb sie eine gute Weile stehen und schaute die Landstraße entlang. Es zeigte sich aber nichts. Der kleine Martin, der ihr Liebling war, plauderte lustig, sie achtete es nicht. Zögernd ging sie noch einige Schritte weiter. Zu ihrer Linken erhoben in der feuchten Luft ein paar Strähen ein heftiges Gezänk und jagten einander über ihrem Kopfe den ausgebeulten, nur von wenigen Dichtungen unterbrochenen Waldungen zu, die weithin das rechte Ufer der Tauber bedeckten und bis dicht an Grenbach sich heranzogen. Die zänkischen Strähen erschienen Räthe als ein böses Anzeichen und sie kehrte um. Ihr Herz war voll Unruhe, aber sie kannte es noch so wenig, daß es ihr nicht einfiel, den Grund derselben in etwas anderem, als in dem Mitleid mit Hans wegen des schrecklichen Schicksals seiner Eltern zu suchen. Und nun war er wohl selbst zu Schaden gekommen! Wie mit ihrem Vetter, so hatte sie bisher mit allen Brüdern umfesselt und heiter verkehrt. Die Wünsche manches von ihnen gingen auch wohl weiter, als bloß mit ihr zu scherzen. Denn sie war nicht nur hübsch und schlagfertig,

sondern: auch von einer flinken, unbertwüftlichen Arbeitskraft, und Simon hatte ihr von dem Hofe ein Stück Geld herauszuzahlen, wann sie heirathete. Ihr Bruder, der Pfarrer zu Laubzell, hatte auf seinen Antheil an dem Hofe zu ihren Gunsten verzichtet. Sie durfte daher an Feierabenden und den Sonntagen, sei es auf dem Dorfplatze, sei es im Hause, nicht darüber klagen, daß sie vereinsamt blieb. So war es auch heute, als sie auf dem Rückwege den Dorfplatz betrat. Sie aber verhielt sich gegen ihre Gewohnheit recht schweigsam.

Indessen wurde die Aufmerksamkeit bald allgemein auf einen Wagen mit einem Leinwandplan gelenkt, der, von zwei mageren Pferden gezogen, mit knarrenden Rädern auf dem Platze erschien und bei der Linde hielt. Das Gefährt und auch der Mann, der neben den Köpfen der Pferde ging, waren nicht nur in Ohrenbach, sondern in allen Dörfern weit und breit zwischen Rothenburg und Würzburg eine bekannte Erscheinung. Denn Krispin Wölfl war ein Hausfurer und seine Pfade und Kisten enthielten so ziemlich alles, was besonders Frauen begehren. Er führte Nadeln, Scheeren, Messer, Zwirn, Resteln, Haken und Oesen, Gewandstoffe für Mann und Weib, farbige Sonntagsschürzen, grellbunte Busen- und schwarze Kopftücher, seidene Pospänder, Spiegel, Rosenkränze, Heiligenbilder und auch manch „Neues Lied, gedruckt in diesem Jahr“. Krispin Wölfl war jedoch nicht allein ein Handelsmann, sondern auch eine lebende Zeitung. Er wußte von allen Hochzeiten, Kindtaufen und Sterbefällen und was sonst Bemerkenswerthes in den Flecken und Dörfern, auf den Edelhöfen, in Rothenburg und in Würzburg sich ereignet hatte. Auch übernahm er Aufträge und mündliche und schriftliche Bestellungen von Ort zu Ort. Daß er unterwegs ausgeraubt worden wäre, hatte man noch nie gehört. Es hieß, daß er dem berüchtigten Freibeuter Konz Wirth auf der Galden, dem die Bauern allertwärts gegen die blinde Gerechtigkeit Vorschub leisteten und Unterschluß gewährten, ein Schutgeld zahlte. Es war eine Steuer mehr zu den endlosen Brücken- und Wegzöllen, die Handel und Wandel beschwerten.

Kaum hielt er mit seinem Wagen bei der Linde, so wurde er von den Dörflern umringt. Der in mittleren Jahren stehende Mann, dessen Gesicht Wind und Wetter gebeizt hatten, schüttelte vielen die Hand. Munter rief er, während er die Pferde absträngte, ihnen die Gebißstangen aus den Mäulern nahm und das Zaumzeug über die Hälse schob: „Nur immer ran, Leutlen! Ich gud's Euch an den Augen ab, daß Euch die Wagen aus dem Saß wollen. Für Euch Maidelin ins Besundre habe ich ganz was Blüzkunelnagel-neues: Fürtücher von der Bamberger Messe.“

„Ne, Wölfl!“, bemerkte Wendel Haim, „Ihr werdet schwerlich einen reichen Fischzug thun, die Zeiten sind gar zu schlecht.“

„Und sind sie heute schlecht, so werden sie morgen besser sein,“ antwortete der Hausfurer unentmuthig, und begann den Plan an der einen Seite des Wagens zurückzuschlagen. „Die Welt ist halt rund, und was heut' unten ist, das ist morgen oben.“

„Ihr solltet Recht behalten,“ rief Simon Neuffer, der eben dazu gekommen war, nachdrücklich. „Woher des Wegs iho?“

„Von Endsee, wo ich die Nacht gelegen,“ antwortete Wölfl.

„Und was Neues dort?“ wurde gefragt.

„Nix Besundres,“ versetzte er. „Denn das werdet Ihr ja wissen, daß es dort diese Nacht brennt hat. Ihr müßet ja den Gleich am Himmel gesehen haben. Droben im Schloß war's. Die vollen Zehntenscheuern sind in Feuer ausgegangen.“ Die Leute standen erstaunt und betroffen. Frau Wieland rief schadenfroh, indem sie mit der rechten Faust in die linke Handfläche schlug: „Der alte Herrgott lebt noch!“

Vater Martin verwies es ihr: „Schwäzket nit so ungeschick. Jetzt werden wir den Zehnten noch einmal entrichten müssen. — Aber wie hat denn Feuer in den Scheuern auskommen können? Es hat doch keiner dort mit Licht was zu thun.“

„Freilich nit,“ pflichtete der Hausfurer ihm bei, der einsah, daß er erst die Neugierde befriedigen mußte, bevor an ein Geschäft zu denken war. „Es scheint halt, als ob in die Zehntenscheuern überhaupt eine absonderliche Hitze gefahren ist. Die Nürnberger und die Bamberger haben's auch erlebt, daß ihre Zehntenscheuern sind in Asche gelegt worden.“

„Also angelegt war's?“ fragte Simon mit durchdringenden Blicken, und der zweite Dorfmeister fragte: „Wer soll's denn gethan haben?“

Wölfl zuckte mit den Schultern. „Der Bischof von Bamberg hat 50 Gulden ausgeben, wer ihm die Brandstifter an-

zeigen könnte,“ sagte er. „Bis zur Stund' hat keiner Laut gegeben. Gesehen hat auch in Endsee den Brandstifter keiner. Wie der Thürmer Lärm gemacht hat — nach Mitternacht ist's gewesen —, da brannte es in den Scheuern inwendig schon lichterloh und war an kein Löschen mehr zu denken. Nur gestern Morgen ist die Frau von dem Konz Hart oben gewesen mit ihren beiden kleinen Kindern aus der zweiten Ehe und hat den gestrengen Herrn Schultheißen himmelhoch gebeten, daß ihr Mann auf der Hoffstell' hier bleiben könnte, oder daß er in eine andere eingewiesen würde. Et hat's abgeschlagen, weil keine frei sei, hat sie nachher im Dorf unten erzählt.“

„Der Konz?“ zitterte und murrte es erschreckt über die Lippen seiner Zuhörer.

„Er hat sich gerächt!“ rief Paul Jäckelamer aus voller Brust.

„Als wie ein Feigling!“ fuhr Wendel Haim ihn zornig an.

„Auge um Auge, Zahn um Zahn,“ triumphirte die Frau des Schmiedes gegen diesen.

„Gesehen hat den Konz keiner,“ sagte Krispin Wölfl. „Und kriegen werden sie ihn schwerlich, wenn er's war. Die Knechte des Centamts sind seit dem frühen Morgen auf der Streife nach ihm. Gefunden haben sie ihn noch nicht, als ich vom Endsee fortmache, aber —“

„Nu?“ „Aber?“ fragten die Leute gespannt, da er abbrach.

„Aber die Frau haben sie gefunden sammt ihren beiden kleinen Kindlein,“ fuhr der Hausfurer zögernd fort.

„Daß sich Gott erbarm!“ rief Simon mitleidig, und andere wiederholten die Worte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

„Echte Zigarren“.

Echte Zigarren im engeren Sinne des Wortes sind streng genommen nur diejenigen, welche aus Stabatobal auf der Insel Kuba selbst fabrizirt sind. Dem nicht Eingeweihten werden aber gemeinhin nicht nur solche Zigarren als „echte Havana“ verkauft, welche aus kubanischem Tabak in Europa fabrizirt sind, sondern auch solche Waare, welche bei uns im Lande aus ähnlichen überseeischen Tabaken, wie sie auf Portorico und anderen Inseln der Antillengruppe oder in Mittelamerika wachsen, hergestellt wird.

Mit der Qualität des in Kuba geernteten Tabaks geht es ähnlich wie mit den Weinen berühmter Weingegenden, da nicht nur die Lage, sondern auch die Witterung des Jahrganges von größtem Einfluß auf die Güte des Tabaks ist. Ueberwiegend trodene Jahre, in welchen die Pflanzen klein und niedrig bleiben, zeitigen einen außerordentlich schweren Tabak, welcher in den Ländern der westlichen Erdhemisphäre hochgeschätzt ist, dem Gaumen des deutschen Rauchers aber, welcher eine milde und leichte Zigarre bevorzugt, weniger behagt. Unserem inländischen Geschnade sagen die Ernten mittelfeuchter Jahre, in welchen die Tabakpflanzen üppig gedeihen und eine bedeutende Größe erreichen, am meisten zu, in einer allzu nassen Vegetationsperiode wächst ein Tabak, welcher sich zwar durch reichliche Quantität auszeichnet, aber wenig Aroma besitzt oder wie die technische Bezeichnung lautet, ausdruckslos ist.

Unter den verschiedenen tabakbauenden Gegenden der Insel steht die Huella Abajo seit jeher in dem Ruf, die feinsten Sorten zu liefern; aber auch andere Distrikte, wie namentlich die Partido, produziren werthvolle Sorten.

Eines der häufigsten Vorurtheile unserer einheimischen Raucher ist, daß die feinste Zigarre jene sei, welche aus den der reifen Pflanze entnommenen Blättern sofort gedreht und möglichst bald konsumirt werde. Das ist aber gänzlich falsch; eine derartige Zigarre wäre geradezu unrauchbar; denn jeder Tabak muß erst eine Prozedur durchmachen, welche die eigenthümlichen Duffstoffe des Blattes zur Entwicklung bringt. Wenn die Reife des Tabaks gekommen ist, welche man daran erkennt, daß sich auf den Blättern durchscheinende Stellen von marmorirtem Aussehen bilden, werden die Blätter sorgfältig abgepflückt und sortirt, sodann in Trodenräumen, deren Anfangstemperatur von etwa 27 Grad man in Abständen von je 3 Grad bis auf etwa 70 Grad erhöht, mäßig übertrocknet; hierauf schiebt man vorsichtig die Blätter in hohen Haufen übereinander. Diese Haufen erwärmen sich, wenn man die Blätter nicht gar zu sehr ausgedörrt hat, sehr schnell zu einer bedeutenden Temperatur. Es tritt nämlich durch die Entwicklung eigenartiger Spaltpilze eine Gährung oder Fermentation auf, bei welcher sich unter Bildung von Kohlenensäure und Wasser die stickstoffhaltigen Substanzen des Blattes, zu denen auch das Nikotin gehört, zum theil in Ammoniak umsetzen; hierbei findet eine bedeutende Verminderung des Nikotingehaltes statt, während sich die aromatischen Bestandtheile und flüchtigen Oele, welche der Zigarre ihr eigenartiges Parfüm geben, aus den in den Blattzellen vorhandenen Grundsubstanzen bilden. Da sich klimatisch bevorzugte Gegenden am Rhein und in Ungarn für den Tabakbau in hohem Grade eignen, hat man die Verbesserung

unseres einheimischen Produktes durch Einführung amerikanischer Pflanzen versucht, dabei aber leider die Erfahrung gemacht, daß die Pflanzen bei uns schnell entarten und ihre Vorzüge verlieren. Man hat ferner auch den Fermentationsprozeß nachzuahmen versucht, indem man die in Kuba auf den Tabakpflanzen gedeihenden Bakterien, welche von den Spaltpilzen unserer einheimischen Fermentation verschieden sind, in Reinkultur auf unsere deutschen Tabakblätter ausgesät hat. Die erzielten Resultate, welche zwar noch nicht abgeschlossen sind, aber zur Fortsetzung ermutigen, waren äußerst günstig, wieweil man sich der Wahrnehmung nicht verschließen kann, daß der auf unserem Boden gewachsene Tabak auf die Dauer demjenigen der Havana nicht ebenbürtig bleiben kann, da die kostbaren überseeischen Bakterien unter unseren klimatischen Verhältnissen von den einheimischen schnell wieder verdrängt werden.

Das in der oben beschriebenen Weise fermentirte Blatt wird nun zu Zigarren verarbeitet. Zu Versandzwecken werden die Originalkisten in möglichst luftdichten Fässern oder in großen sorgfältig verlötheten Blechkästen verpackt, um auf der Reise über den Ocean nicht durch den Geruch der Seeluft und Schiffsladung an ihrem Aroma Schaden zu nehmen oder auszutrocknen, denn echte Zigarren erhalten ihr eigenthümliches Bouquet nur so lange, als sie die ihnen von der Fermentation her innewohnende Feuchtigkeit nicht eingebüßt haben. Und wenn die Händler ihre Waare unter der Bezeichnung „Havana-Zigarren diesjähriger Ernte“ anpreisen, so hat das nur die Bedeutung, daß die Zigarren eben noch naturfeucht sind, ein Zustand, in welchem man dieselben bei geeigneter Aufbewahrung oft jahrelang erhalten kann.

Ganz anders verhält es sich mit den Zigarren, welche aus überseeischen Tabaken in Europa gedreht werden. Dieser in Ballen eingeführte Tabak muß, um die zur Verarbeitung erforderliche Weichheit und Geschmeidigkeit zu erhalten, welche er während des Seetransportes durch Trocknen verloren, künstlich wieder angefeuchtet werden. Er macht dabei einen zweiten Gährungsprozeß durch, welcher die Eigenthümlichkeit des überseeischen Tabaks eher zu verwischen geneigt ist, weshalb der Fabrikant häufig zu allerhand Mitteln greift, um denselben künstlich zu parfümiren. Er legt ihn nämlich, wenn das Blatt gar zu ausdruckslos ist, in eine extra zubereitete Tunkel, wie sie bei der Fabrikation der besseren Pfeifentabake und Schmusftabake überall im Gebrauch ist. Eine solche Tunkel, für welche je nach der Eigenart des Tabaks hunderte von Rezepten existiren, enthält in allen Fällen große Mengen Salpeter, welcher dem Tabak einen leichten Brand verleiht. Als weitere Zuthaten werden Zimmt, Cardamon, Vanille, Thee, Storax, Cascarille, Eibeben, Honig, Rosenwasser u. s. w. verwendet. Wenn dieses Bouquet auch ein künstliches ist, so muß doch die Unschädlichkeit einer derartigen Parfümierung ohne weiteres zugegeben werden. Keineswegs aber kann man solches von Zigarrenorten schwerer Art sagen, wie sie häufig in Spanien hergestellt und von dort weiter vertrieben werden. Minderwerthige, aber schwere Tabake legt man nämlich dort in eine Tunkel, welche hauptsächlich aus billigem Süßwein besteht und welcher, um die narcotische Wirkung zu erhöhen, alkaloidhaltige Pflanzenstoffe, nämlich Nicotablätter, Kolanuß, Opium, ja sogar Pulver von Bilsenkraut oder Stiechapsel beigegeben werden. Derartige Zigarren haben in keiner Beziehung eine Ähnlichkeit mit einer echten Havana; denn sie enthalten nicht nur Giftstoffe, welche dem menschlichen Organismus auch in geringen Mengen auf die Dauer sehr schädlich sind und besonders das Nervensystem angreifen, sondern haben auch einen bedeutend höheren Nikotingehalt, als echte Zigarren. Derselbe schwankt in grünen Blättern zwischen 1,5 und 9 pCt., und sinkt durch die Fermentation in den fertigen Blättern auf 3 bis 4 pCt. Es sind nun aber, wenn man von den oft ganz nikotinfreien syrischen Tabaken absieht, gerade die feineren, auf Kuba gedeihenden Sorten, welche sich — entgegen der landläufigen Meinung — durch einen geringen Gehalt an diesem Alkaloid auszeichnen, während ordinäres deutsches oder ungarisches Gewächs oft das drei- bis vierfache davon enthält. Der Nikotingehalt bedingt daher durchaus nicht die Schwere und Güte eines Tabaks, wohl aber seine Schärfe, und mit dem Umstande, daß sich das Nikotin durch längeres Lagern und Trocknen zum theil versüßlicht, steht die Erfahrung in gutem Einklang, daß unsere gewöhnlichen Zigarrensorten im allgemeinen umso besser werden, je länger sie lagern.

Die Folge der Nichtbeachtung dieser Thatsache mußte die deutsche Regierung zu ihrem Schaden erfahren, als sie vor ungefähr 1 1/2 Jahrzehnt, um für die damals beabsichtigte Einführung des Tabakmonopols Stimmung zu machen, die Fabrikate der mit dem Erwerb von Elsaß-Lothringen in den Besitz des Deutschen Reiches übergegangenen, ehemals der französischen Regie gehörigen Tabakfabrik zu Straßburg auf den deutschen Markt brachte. Diese zum theil gesauerten, durchweg aber viel zu nikotinreichen und zu wenig abgelagerten Zigarren erwiesen sich äußerst kratzend und unangenehm im Geschmack.

Daß man übrigens in Monopolländern, wie allgemein bekannt ist, durchweg theurer und schlechter raucht, liegt nicht allein an dem ungeheuren, sich auf 150—200 pCt. belaufenden Gewinn, welchen die Regie einheimisch, sondern gerade daran, daß die Monopolländer, wie z. B. Oesterreich, Ungarn, Italien und Frankreich fast ausschließlich inländischen nikotinreichen Tabak durch Saucen mundgerecht machen und die fertigen Zigarren viel zu früh auf den Markt werfen, während Deutschland kolossale Mengen amerikanischer Tabaks verarbeitet und das Fabrikat im allgemeinen gehörig reif werden läßt.

Wie aber Geschmack und langjährige Gewöhnung das Urtheil auch starker Raucher beeinflussen, kann man tagtäglich sehen. Der Deutsche, der an eine leichte milde Zigarre gewöhnt ist, bequemt sich nur im Nothfall und in Ermangelung von besserem an die öfterreichische Regie-Zigarre und verabscheut vollends die in der That geradezu erbärmlich schlechte italienische Zigarre. Umgekehrt bezeichnet der in Deutschland reisende Oesterreicher die deutschen Zigarren fast stets als ausdruckslos und preist seine einheimische Virginia und Trabulo. Der Pfeiferraucher beider Länder aber wird wie Goethe's Schüler im Faust den reizenden Tabak vorziehen und für den feinen Duft und milden Geschmack einer echten Havana unempfindlich sein.

Gans Rörte.

Kleines Feuilleton.

s. d. Die Heiligkeit der Familie. „Oh, welch hoher Genuß ist es, wenn ein Vater nach Hause kommt und sein Kind springt ihm freudig entgegen! Ist in diesem Augenblick der Tagelöhner nicht ebenso reich wie der begüterte Fürst? Nein, diesen hohen, ideellen Genuß wollen wir uns nicht rauben lassen!“ — Die Hände der Versammelten klatschen heftig Beifall, und über die Gesichter der Herren fliegt die Begeisterung, die aus der Stimme des Redners klingt. Es leuchtet ordentlich im Saal auf, so verklären sich die Augen. Und der Redner setzt sich, durchdrungen von der Heiligkeit der Sache, ergriffen nieder. Er ist ein schlanker, schöner Mann. Sein Haar steht buschig und wirr über einer hohen Stirn. Auch die scharfe Nase, der zitternde, etwas schmaltypige Mund sind nicht gewöhnlich. Die dunkeln, glühenden Augen aber geben dem Gesicht das anziehende. Sie leiten von der scharfen Linie zwischen Nase und Mund, die rücksichtslos Leidenschaft ausplaudert, vollkommen mit ihren lebenswichtigen Blicken ab.

Auf den Straßen wird schon ein Theil der Laternen ausgelöscht, als die Versammelten unter lebhaftem Streit, der in den stillen Häuserreihen stark wiederhallt, auseinandergehen. Den Redner hat seine Frau erwartet. Die Beiden gehen nun Arm in Arm hinüber nach dem Bahnhofe, von dem aus sie nach Hause fahren wollen. Die Frau ist nett gekleidet; aus ihren Zügen spricht die Birtshastlichkeit und die häusliche Korrektheit der Bürgerfrau. Jetzt ist sie ganz Stolz und Bewunderung: „Mein Mann! . . . Mein Mann!“ . . . Sie gehen die Treppe zum Bahnsteig hinauf. Eben ist ein Zug gekommen. Hellgekleidete, blumengeschmückte Ausflügler kommen herab. Sie plaudern und lachen. Aus einer Gruppe tritt plötzlich ein ältliches Mädchen vor das hinausgehende Ehepaar hin.

„n Tag, Herr Hoppe!“ sagt es lebenswürdig höhnisch. Die Frau hält ihren Mann ängstlich fest. Doch dann kommt die Sicherheit des Besitzes über sie, und sie sagt wegwerfend: „Was will denn die Person von Dir?“

„Was, was?“ schreit das Mädchen; „die Person?! Wer ist hier „Person“? . . . Sie . . . Sie . . .“

„Na, Sie sind die Person!“ sagte die Frau in einem Augenblick der Ueberhebung, wie sie bei verheirateten Frauen oft gegen Unverheiratete oder Gefallene mit Verachtung sich ausdrückt. Das beschwichtigende Armdrücken ihres Mannes hat sie nicht beachtet.

Da hebt das Mädchen den bunten Sonnenschirm. Raschelnd fährt er auf den behänderten Hut der Frau herab. Die schmiegt sich an ihren Mann. Er will das Mädchen schlagen. Doch sie freischt ihm zu: „Wage das ja nicht, Du Schuft! Erst ist der Hund immer zu mir gekommen, hat seine Frau schlecht gemacht und mir die Ehe versprochen. Er könne mit dem Frauenzimmer nicht zusammenleben. Und ich habe ihm Geschenke über Geschenke machen müssen. Nun läßt er mich in Schande sitzen!“ . . .

Der Mann ist während dieser Rede in der umstehenden Menge verschwunden. Aber die Frau fährt auf das Mädchen mit gespreizten Händen los; „Du . . . Du . . . Du . . . willst meinen Mann schlecht machen!“

Das Mädchen wehrt sich mit dem Schirm und treibt die Frau vor sich her. Vor dem Bahnhof bricht die Frau, die vergebens nach ihrem Mann ruft, blutend zusammen. Ein Schutzmann bringt sie, nachdem sie nur immer gemurmelt: „Mein Mann! Mein Mann!“ auf die Wache.

Nach einigen Minuten, die zusammengelaufene Menge steht noch beisammen, kommt der Mann an den Häusern entlang geschlichen. Die Menge zeigt auf ihn. Er geht suchend auf und ab. Erst als man schreit: „Katze! . . . Die Heiligkeit der Familie!“ verschwindet er. —

Literarisches.

—1.— David und Jonathan: „Die drei Schwestern.“ München 1898. M. Pöhl. — Fast möchte man glauben, daß sich die anonymen Verfasser mit diesem Büchlein, unter dessen Titel sie die Worte „ein altes aber leider immer noch modernes Märchen“ setzten, einen Scherz erlaubt haben. In irgend einem Nest eines abgelegenen Erdentwinkels wohnen drei alte Jungfern, welche Handel, Industrie und Wissenschaft personifiziren sollen. Der Hauswirth dieser drei Guldbinen ist der Menschenvater Adam, der in intimen Beziehungen zu ihnen steht. Dieser dreitheiligen Reizung sind drei Kinder entsprossen, der kräftige Blondkopf Michel, die rothhaarige, verschwenderische Hilba und der kleine, schwarzhaarige und verschlagene Zsig. Bald fangen diese drei Kinder Pant und Schlägereien mit der übrigen

Stadtjugend an, welche aus dem viden John, dem hageren Sam, dem hüßigsten Jean und dem hüßelhaften Swan besteht, der schließlich alle besiegt und Gilda heirathet. Die einzelnen Kinder-namen ergeben, welche Völler durch sie angedeutet werden sollen. Das Ganze ist so unschön, unklar und unbeholfen abgefaßt, daß es Mühe erfordert, sich einigermaßen durch diese etwa hundert Seiten hindurchzuarbeiten.

Erziehung und Unterricht.

k. Schwimunterricht in Volksschulen. In Hamburg ist die Bestimmung getroffen, in einer Schule in Einsoüttel probeweise den Schwimmunterricht obligatorisch zu machen, um, je nach dem Ausfall dieses Versuchs, event. auch in den übrigen Volksschulen ähnliche Bestimmungen zu treffen.

Geographisches.

t. Ueber die Erforschung der Meeresstiefen hielt kürzlich auf einer Zusammenkunft der Interessenten untermeerischer Kabel in Paris J. Depelley einen fesselnden Vortrag. Es ist lange nicht genug gewürdigt worden, daß der eigentliche Anstoß zur Erforschung der Meeresstiefen mit den Fortschritten der untermeerischen Telegraphie zusammenhängt. Früher begnügte man sich damit, das Wasser in der Nähe der Küsten, am Eingange von Flüssen, in Buchten, Häfen und überall da zu lothen, wo man eine für die Schifffahrt zu geringe Tiefe befürchtete. Wo hierzu aber keinerlei Beforgniß vorlag, also vor allem in der weiten Fläche des hohen Ozeans bestimmete man sich nicht darum, ob das Schiff über eine Tiefe von 1000 oder etwa von 10 000 Metern dahinfuhr. Die ersten Versuche zur Aufstellung systematischer Tiefseelothungen wurden von dem um die Erforschung der Meere außerordentlich verdienten Amerikaner Maury vorgenommen, zunächst wohl lediglich aus eigenem Wissensdrang, dann aber in unvermeidlichem Zusammenhang mit der mächtig aufstrebenden Idee zur telegraphischen Verbindung der alten und neuen Welt durch eine auf dem Boden des Ozeans liegende Leitung. Die untermeerische Telegraphie übte selbstverständlich geradezu einen Zwang dahin aus, die Tiefe und die Gestalt des Meeresbodens an den für das Kabel zu benutzenden Stellen möglichst genau zu ermitteln. Durch die Verfolgung der Tiefseelothungen und ihre Ausdehnung auf immer größere Meeresstrecken, ganz hervorragend durch die englische, dann auch die amerikanische und französische Marine hat man allmählig von größeren Abschnitten der Ozeane ein mächtig genaues Bild ihrer Tiefenverhältnisse gewonnen und die Gestaltung des Meeresbodens nach Berg, Thal und Ebene wenigstens in den größten Zügen kennen gelernt. Freilich sind wir noch recht weit davon entfernt, von dem Boden der Ozeane eine genaue Karte zeichnen zu können, wie etwa von einem gut durchforschten und bekannten Gebiete des eigentlichen Erdbodens. Die bestbekannten Meeresstheile, von den kleinen Becken abgesehen, sind gegenwärtig das Mittelmeer und der nördliche Atlantische Ozean. Von dem Mittelmeere kann man wenigstens mit ziemlich großer Bestimmtheit aussagen, daß es nirgend tiefer als 3500 Meter ist. In dem ganzen Atlantischen Ozean hat man selten Tiefen gefunden, die über 6000 und unter 2000 Meter messen, abgesehen natürlich von der Umgebung der Küsten. Wenn also auf eine so weite Ausdehnung hin, nur Höhenunterschiede von gegen 4000 Meter auftreten, so muß der Meeresboden eine recht einformige, durch einen sehr geringen Wechsel von Berg und Thal ausgezeichnete Landschaft bilden. In dem nördlichen Atlantischen Ozean sind die Abhänge, in denen sich der Meeresboden von den Festländern an nach den tiefsten Stellen des Meeres hinneigt, so sanft und regelmäßig, daß Hugely die Behauptung zu äußern wagte, man würde ohne weiteres in einem Wagen von Island nach Neufundland fahren können, wenn man den Ozean austrocknen könnte. Von Island hinab würde die Fahrt die ersten 100 Meilen weit freilich etwas holperig ausfallen, aber nicht unmöglich sein, von da an dehnt sich bis auf 150 Meilen von der amerikanischen Küste in Neufundland ein Plateau von 4—5000 Meter Tiefe aus, auf dem man ebenso gut fortkommen könnte wie nur irgendwo auf der Erdoberfläche. Dann ginge es wieder einen sanften Abhang hinauf, zu dessen Ueberwindung man aber höchstens an einer Stelle Vorspann nehmen müßte.

Medizinisches.

— Eine Frau ohne Magen. Am 24. Februar wurde in Wien eine 66 jährige Frau, die an Magenkrebs litt, auf einer Klinik operirt. Da sich die Nothwendigkeit der Entfernung des ganzen Magens ergab, wurde dieser herausgenommen und dann die Speiseröhre mit dem Zwölffingerdarm ohne besondere Spannung an einander befestigt. Die Operation dauerte 2 1/4 Stunden und war, wie es sich nachträglich zeigte, von ausgezeichnetem Erfolge begleitet. Die Frau verließ am 14. April geheilt das Spital und ist seither ganz gesund. Sie ist bei Appetit und behauptet, jetzt doppelt so viel essen zu können als früher.

Technisches.

— Ein neues Untersee-Torpedoboot befindet sich auf den Howaldtwerken bei Kiel im Bau. Dasselbe ist von Berliner Ingenieuren konstruirt und als Selbstboot eines Kriegsschiffes bestimmt. Dieses neue submarine Boot erhält eine Länge von zirka neun Metern, eine Breite und Höhe von zirka zwei Metern. Das Versuchs-

boot wird mit einem am Bug befindlichen Torpedolancirrohr ausgerüstet. Die Fortbewegung des Bootes soll durch Elektromotoren, die von Akkumulatoren gespeist werden, erfolgen. Die am Hinterrücken befindliche Steuerung ist sowohl in der Richtung von Back nach Steuerbord, als auch von oben nach unten und umgekehrt dreh- und verstellbar. Am Oberdeck befinden sich nach einer Mittheilung der „Schlesw.-Holst. V.-Ztg.“ drei Mannlöcher, durch welche das Boot von der Mannschaft besetien wird.

Humoristisches.

— Das traute Heim. Herr Schwagerl (der sich in der Stammeine ungewöhnlich verspätet hat und nun beim Gedanken an die sicher zu erwartende Gardinenpredigt unschlüssig am Haushore stehen bleibt): „So geht es! Erst müht und plagt man sich, um sich ein trautes Heim zu gründen, und wenn man's hat, traut man sich nicht heim!“

— Höchste Zerstretheit. Professor (nachdem er ins Bad gestiegen): „Um, hml Was habe ich denn nur da eigentlich gewollt?“

— Die Spagen von Odenkirchen. Vor Jahr und Tag beschloß die Stadtvertretung von Odenkirchen die Einführung einer Spagenprämie. Für jeden im Gemeindebezirk getödteten Spag wurden fünf Pfennige ausgezahlt. Und nun begann in Odenkirchen ein Knallen, wie man es nicht gehört hat seit dem großen Franzosenkriege. Die Stadt mußte tief in den Beutel greifen, um die Prämien zu zahlen. Vor einigen Tagen beschloßen die Stadtverordneten einstimmig, die Spagenprämie wieder aufzuheben. Warum? Die Männer der umliegenden Gemeinden wollten schlauer sein als die Odenkirchener und sie dachten sich: Warum sollen wir uns um die Spagen kümmern, wenn die Städter sie wegschießen? Und so schossen denn die Odenkirchener schier Tag und Nacht, aber der Spagen in Odenkirchen, die immer wieder frischen Zugang erhielten, wurden nicht weniger. Da wurde den Stadtverordneten die Geschichte zu dumm und sie strichen zur Freude der Spagen, aber zum großen Leidwesen der Spagenjäger, die Prämie.

Vermischtes vom Tage.

— Ein Reptilienfänger aus Reichenbach i. B. hat von 1887—1897 im ganzen 4778 Kreuzottern, 1452 Schlingnattern und 3087 Ringelnattern gefangen. Nur einmal wurde er während dieser Zeit von einer Kreuzotter gebissen.

— Die Vulkanfabrik und die Buchbinderei der Richter'schen Fabrik in Rudolfsstadt brannten am Montag vollständig nieder.

— Eine starke Gasexplosion fand in der Wohnung eines Kaufmanns in Dortmund statt. Ein Dienstmädchen wurde getödtet.

— Im Stadtgarten von Wien wurde das Rakart-Denkmal unter lebhafter Theilnehmung feierlich enthüllt.

— Während der Andacht schlug der Blitz in die Kirche von Rosciole (Galizien). Drei Mädchen wurden getödtet, etwa zwanzig Personen theilweise schwer verletzt.

— Die Prinzessin Luise von Koburg wird nach dem Brüsseler „Soir“ wegen Wechselfälschung auf den Namen ihrer Schwefter, der Kronprinzessin Stefanie, gerichtlich verfolgt.

— Für die Pariser Weltausstellung wird eine bewegliche elektrische Gangbahn vorbereitet, die 25 000 Personen in der Stunde nach dem Marsfelde befördern soll. Sie ist eine Verbesserung ähnlicher Einrichtungen der Ausstellungen von Chicago und Berlin.

— Ein unbekannter Spender hat dem Pariser Universitätsrath 75 000 Franks zur Stiftung von fünf Stipendien zu je 15 000 Franks zur Verfügung gestellt. Die Stipendiaten sollen ehemalige Pöglinge staatlicher Unterrichtsanstalten sein und Reisen um die Welt von einer Dauer von 15 bis 18 Monaten machen, um auf diesen Studien über die politischen und sozialen Verhältnisse der verschiedenen Völker anzustellen. Alle drei bis vier Jahre will der Spender dieselbe Summe für gleiche Zwecke zur Verfügung stellen.

— Die Gattin eines Senators wurde in Neapel auf der Straße angefallen und ermordet.

— Die Giltzüge Berlin-Bydtkuhnen-Petersburg bezw. Wien-Warschau-Petersburg erhalten vom 13. Juli ab direkten Anschluß über Petersburg an den Durchgangs-Giltzug Moskau-Tomsk (Sibirien).

e. Die Kommission, welche sich mit der Frage über die Vereinfachung des Geschäftsganges in den russischen Kanzleien beschäftigt, hat berechnet, daß die Phrase „ich habe die Ehre“, welche in jedem offiziellen Schriftstück gebraucht wird, dem Staat etwa 1500 Rubel jährlich an Papier und Zeit kostet.

— Die Einrichtung von Ruchternheits-Kuratoren, die der Trunthucht steuern sollen, besteht ein russischer Ulas für die ganze Weichselproving.

— Der Gouverneur von Damascus hat den Zmams (Geistlichen) der Stadt in einem Erlaß aufs strengste untersagt, Ehen einzugehen, wenn die Braut noch nicht zehn Jahre alt ist.